

# Üse Drätti

Autor(en): **Müller-Bertelmann, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **7 (1910-1911)**

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750397>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

4<sup>o</sup>) que le droit de se syndiquer soit donné aux fonctionnaires de l'Etat, des départements et des communes sans aucune distinction ni réserves basées sur la nature de leurs services;

5<sup>o</sup>) et qu'enfin, l'Etat substitue à l'autorité omnipotente des chefs, *au système impérialiste un régime démocratique et républicain* en appelant les représentants mandatés de ses divers ordres de fonctionnaires à la collaboration dans la direction et la gestion de leurs services respectifs.“

Ce vœu n'est-il pas, en lui-même, suggestif d'un état d'esprit bien caractérisé?

E. A.



## ÜSE DRÄTTI

Wer Interesse am unverfälschten Volkstum hat, für den bedeutet die Mundart nicht bloß ein dankbares Objekt historisch-linguistischer Forschung, sondern eine Offenbarung des Volkscharakters, des Denkens und Fühlens, der Eigenart und des Temperamentes, die den Bewohnern einer Gegend eigen sind. So besitzt jede Äußerung in der Mundart, auch die schriftlich fixierte, einen gewissen Urkundenwert, und das prächtige Werk Emanuel Friedlis „Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums“ ist ein Beitrag zur Naturgeschichte des Volkes, wie ihn vielleicht kein zweites Land aufzuweisen hat. Wie mancher Eigenart der Volksseele ließe sich auf diese Weise in unserem kleinen Vaterländchen noch nachgehen, das bei aller nationalen Einheit und politischen Zusammengehörigkeit an urwüchsigen Idiomen der allerverschiedensten Art so reich ist! Vom schlagkräftigen für den treffenden Witz prädestinierten Dialekt bis zur schwerflüssigen, fast schleppend zerdehnten Mundart, von der skeptisch-nörgelnden bis zur frisch-naiven — alles ist da zu finden — und alles ist ein Spiegel der Volksseele — oder ein Bild des Lebens im Spiegel der Persönlichkeit des Volkes, die in den Mundarten ihr inneres Wesen nicht bloß in, sondern auch zwischen den Zeilen verrät.

Wer sich als Schriftsteller in der Mundart auszudrücken wünscht, darf freilich nicht in Gebieten aufgewachsen sein, die vom nivellierenden Einfluss des Verkehrs schon um einen guten Teil ihrer Eigenart gebracht worden sind. Er muss ein Sohn des Volkes sein, von klein auf die Mundart seiner engeren Heimat gehört und gesprochen haben, denken und fühlen, wie das Völklein, dem er angehört, und — mag er auch an Bildung und Kenntnissen die Mehrzahl seiner Mitbürger überragen — im inneren Wesen darf er sich nicht zu sehr von ihnen entfernen; er darf ihnen nie fremd, von außenher nähertreten, sondern er muss mit dazu gehören, wenn sein Werk echt und lebenswahr sein soll.

Einer von den echten Dialektschriftstellern dieser Art ist C. A. Loosli; er ist in seiner Darstellung, im Stil, in der Sprache ein Bauer des Unteremmentals, und er will nichts anderes sein. Die ganze derbkräftige, durch und durch ländliche Ausdrucksweise der Bauern und eine gewisse Naivität des Empfindens und Handelns, alles — auch der drollige Humor und Witz, der etwas Plumpes und doch Treffsicheres an sich hat, ist echt; so echt, dass man wirklich das Gefühl hat, in einem Wirtshaus des Emmentales zu sitzen und zuzuhören, wie ein Bauer aus seinen Erinnerungen und Erlebnissen berichtet, wie es ihm just in den Sinn kommt.

So hat Loosli seinerzeit in der Sammlung „Mys Dörfli“ uns manch anschauliches und gutes Genrebildchen aus dem Leben seiner engeren Heimat

zu bieten gewusst, darunter auch ab und zu etwas, worüber wir uns besonders freuen durften, weil er darin über das Anekdotische hinauswuchs und — wie in der Novelle „Der Hubusepp u sy Fritz“ ein rundes schönes Werklein von echt poetischem Gehalt zu schaffen vermochte, das vorwärts deutete und schöne Hoffnungen erweckte.

Nun hat er ein neues Buch geboten: „Üse Drätti“. Auch dieses besteht nicht, wie wir vielleicht aus dem Titel vermuten könnten, aus innerlich zusammenhängenden Kapiteln eines Lebensbildes, sondern aus einzelnen in sich mehr oder weniger abgeschlossenen Skizzen, kleinen Genrebildchen aus dem Leben der Emmentaler Bauern, die lediglich dadurch zusammengehören, dass der Erzähler, „Üse Drätti“, sie der Mehrzahl nach vorbringt. Vielleicht mag darin für diejenigen, die von Loosli ein in sich geschlossenes Ganzes, ein großes einheitliches Gemälde des Volkes erwartet hätten, eine kleine Enttäuschung liegen, besonders da, wo sich der anekdotische Charakter etwas allzu sehr vordrängt, wie in den Militärerlebnissen und andernorts. Mir scheint tatsächlich in diesem Buche das Beste aus dem „Dörfli“ nicht ganz erreicht zu sein, wenn wir den poetischen Gehalt und die künstlerische Abrundung einiger jener Erzählungen, insbesondere der oben angeführten, mit den losen Kapiteln der neuen Publikation vergleichen.

Und trotzdem — ein erfreuliches Buch! Erfreulich, weil die Bilder, die es uns bietet, echt sind im Lokalkolorit, echt in den darin geäußerten Empfindungen, echt in der ganz meisterlich gehandhabten Mundart und im Ton der Erzählung. An innerem Gehalt wächst das Buch gegen den Schluss hin. Der Tod der Frau des „Schiwthannes“, seine Vereinsamung, wie er erbt „u wie-n-ers du a'gattiget het, für nümme-n-e so gruusam bös z'ha“, sind — wenn auch keine geschlossene, abgerundete Stücke, dennoch prächtige Kapitel aus dem Leben eines schlichten, einfachen Mannes, eindrucksvoll gerade wegen der trockenen Art der mundartlichen Erzählung, und unwillkürlich stellt sich hier zwischen den Kapiteln auch der innere Zusammenhang her, den wir am Anfang vermisst haben. Volksempfinden, Volkshumor und -Ernst, alles tritt uns hier lebendig und anschaulich entgegen, so dass wir das Buch allen empfehlen können, die Freude an echten und lebenswahren Äußerungen des lebendigen Volkstums haben.

Auch scheint mir, dass Loosli in der Schreibart manches wesentlich verbessert habe. Hauptsächlich die einheitliche Wiedergabe des labialisierten l durch w ist der leichten Lesbarkeit förderlich; ebenso die Ersetzung des schp, scht durch einfaches sp, st, vor allem im Silbenanlaut. Vielleicht hätte es im Auslaut anders bleiben können, zum Beispiel Würscht statt Würst usw. Aber auch dann, wenn Loosli noch mehr an der graphischen Darstellung der Worte verbesserte, wird mündlich das Idiom lediglich vom Berner, und zwar vom Unteremmentaler selber richtig wiedergegeben werden können, zumalen jede „lautgetreue“ Schreibweise nur ein unvollkommener Notbehelf bleiben wird. Wir hören wohl, wie der Berner spricht — aber vorlesen? Nein, das bringen schon wir Zürcher nicht fertig, und deshalb hat Loosli wirklich keine Ursache, sich wegen der Orthographie um Rat an uns Kritiker zu wenden.

Das Buch hat vom Verlage A. Francke in Bern einen äußerst hübschen und geschmackvollen Anzug und in den „Hewgeli“ von E. Lincke einen trefflichen Schmuck bekommen. Es wird sicher manchem Freude machen!

ZÜRICH

HANS MÜLLER-BERTELMANN